



Frühlingserwachen

Ein Start in den Frühling mit ironischen Texten und kurzen Geschichten

Verfasst und gelesen von Franz Brunner

Musikalisch begleitet von Oliver Grassauer (Musik & Gesang)

Donnerstag, 21. März 2019

Christkindl Cafe / Steyr

- | | |
|---------------------------------|----------|
| 1) Die Schönheits - OP | Seite 2 |
| 2) Rettet Bert | Seite 7 |
| 3) Rettet die Gerste | Seite 13 |
| 4) Maslow und die Gruppen | Seite 19 |
| 5) Sorry. I have no dream. | Seite 23 |

Frühlingserwachen



Die Schönheits-OP. Oder Fast wie zuhause.

Ich hatte meine erste Schönheits-Operation. Gut, sie war nicht von vornherein als solche gedacht, aber bevor jemand mit dem blöden Spruch: „Man merkt’s dir ja gar nicht an“ punktet, kläre ich rasch auf. Ich nehme euch allen den Wind aus den Segeln, ihr Schelme. Also kurz zur Vorgeschichte.

Der zaghafte Frühlingsbeginn und die damit verbundene Aussicht auf leichtere Kleidung verführen so manchen zu einem kritischen Blick in den Spiegel. Ich hätte es wohl besser sein lassen, aber nun ist es zu spät. Die Gewissensbisse sind augenblicklich da, wirken grausam und heftig. Ich musste schmerzlich feststellen: es gibt nicht nur Naturschönheiten und Quasimodos, es gibt da vor allem noch die breite Masse, breit im wahrsten Sinn des Wortes. Auch wenn man nicht vorhat, sich im Sommer irgendwann spärlich bekleidet am Laufsteg zu präsentieren, so muss man trotzdem die Strecke vom Liegestuhl ins kühlende Nass psychisch unbeschadet überstehen. Dabei wäre es von Vorteil, die Bauchmuskeln und die fiktiven Hüftmuskeln gut trainiert zu haben. Ich hab’s verabsäumt, ganz einfach wieder übersehen. Zumindest aber, was meine zarte Haut betrifft, wollte ich mir durch einen Besuch beim Hautarzt Gutes tun. Überraschend schnell kam ich zu einem Arzttermin, einem Lottogewinn gleichzusetzen. Schon nach wenigen Minuten Expedition auf meinem Luxuskörper entdeckte die Forscherin ein verdächtig anmutendes Fleckchen auf der linken Pobacke. Entfernen, schlug Frau Doktor vor, rein präventiv entfernen. Um sie nicht allein wegen eines solchen Kleinods zu belästigen, ersuchte ich sie, mich beim OP-Termin in vier Wochen auch von einem Muttermal auf der rechten Schläfe zu befreien. Purer Luxus, nur der Erscheinung wegen. So kam ich denn wohlgelaunt, entspannt und in Erwartung blühender Schönheit zum vereinbarten Termin. Um zehn Minuten zu früh, so groß war meine Vorfreude.

Die nette Dame in Weiß, die mich empfing, meinte, es könne gleich losgehen und eskortierte mich zum OP-Tisch in einen der Behandlungsräume.

Ich solle mich hinlegen, Hose runter und kurz warten. Ich folgte auf's Wort, so wie ich es als weisungsgebundener Beamter und gut dressierter Ehemann ja gewohnt war. Frau Doktor, so wurde mir gesagt, würde gleich kommen, um mich "einzuspritzen". Das klang zwar sehr gefährlich, war mir aber mehr als recht. Schläfe, Pobacke und ich sollten nicht leiden müssen. Zumindest nicht mehr, als unbedingt notwendig. Viele leidgeprüfte Frauen kennen das ja: der gefürchtete Mönnerschnupfen, den sollte man nicht unterschätzen.

Und dann lag ich da. Am Rücken, wie eine Schildkröte. Hilflos, erwartungsvoll und halbnackt. Fünf Minuten vergingen, zehn Minuten vergingen und nach zwanzig Minuten hatte ich das Déjà-vu. Verdammt, das kenne ich doch, das ist ja wie zuhause. Es lief dezente Hintergrundmusik, die ursprünglich so nette Dame vom Eskort aktivierte eine zusätzliche Lärmquelle, vermutlich eine Skalpell-Schleifmaschine oder was ähnliches. Jedenfalls übertönte dieses Monster die sanfte Musik bis auf einen kläglichen Rest von Rhythmus. Die zu diesem Zeitpunkt völlig unnütze Beleuchtung, die jeden noch so hartgesottenen Spion bei einem Verhör weichgekocht hätte, wurde eingeschaltet. Jeder Normalbürger täte jetzt gut daran, die Augen fest zu schließen, um einer Erblindung zu entgehen. Dann verschwand die Dame auf unbestimmte Zeit. Genau wie zuhause, meine Frau macht exakt das gleiche. Ich liege in der Sauna oder an einem anderen bis eben noch ruhigen Winkel unseres Haus, träume bei diffusem Licht friedlich vor mich hin und genieße die Stille. Und dann der Knalleffekt: Blitz und Donner – Licht an, Musik an, Frau wieder weg. Geflüchtet um's nächste Eck, wo sie sich vermutlich mit Tränen vor Lachen ins Fäustchen trompetet. Dieses fiese Programm muss wohl genetisch verankert sein, so wie die Östrogen-Feen das fehlerfrei abspulten.

So was kann man nicht lernen oder sich irgendwo anschauen. Ich glaubte sogar, einen Hochleistungs-Diffuser und einige Aromaöl-Fläschchen auf der Ablagefläche neben dem Seziertisch zu erkennen. Bei genauerem Hinsehen offenbarte sich das ganze Grauen, da stand doch tatsächlich ein Aroma-Öle-Six-Pack für eine Abordnung von Ikea-Teelichtern Spalier.

Ich zwickte mich mit klammen Fingern ungläubig in die Wange. Und noch einmal, ein bisschen fester diesmal. Kein Zweifel, das war keine Fata Morgana und keine Halluzination. Alkohol und Drogen waren auch nicht im Spiel, ich schwöre es. Zur Krönung des schrecklichen Geschehens, kurz vor dem drohenden Wahnsinn und der Explosion des brodelnden Vulkans im hilflosen Patientenkörper, kam eines der Weibchen zurück. Sie setzte ihr unschuldigstes Engelsgesicht auf und getraute sich allen Ernstes zu fragen, ob denn alles in Ordnung sei. Was sollte diese Frage? Ich kann sie zuhause schon kaum beantworten, ohne eine Nase wie Pinocchio zu bekommen. Aber jetzt, wo ich wusste, dass in Kürze Frau Doktor auftauchen würde, um mit scharfem Werkzeug an mir herumzuschneipeln, jetzt fand ich diese Frage höchst unfair. Ich lügte in größter Not, dass es mir ausgezeichnet ginge und grinste so freundlich, wie es mir angesichts von mittlerweile drei bewaffneten, weißbekittelten Damen möglich war. Die scharfen Klingen wurden in meinen Körper gestoßen, Gottseidank offensichtlich dort, wo's planmäßig vorgesehen war. Ich spürte fast nichts, nur beim Nähen an der Pobacke, beim Zuziehen der letzten Masche schien es mir, als ob Frau Doktor einen bleibenden Eindruck hinterlassen wollte. Sie hat's auch wirklich geschafft, ich werde sie mir sehr, sehr lange merken. Ob meine neu gewonnene Schönheit nachhaltig sein wird, kann ich derzeit nur inständig hoffen. Wenn's positive Rückmeldungen aus dem spärlichen Freundinnen-Kreis geben sollte, würde ich mich riesig freuen und schwor mir für diesen Fall, Frau Doktor samt Team für einige Wochen in mein Abendgebet einzuschließen.

Andernfalls könnte ich trotzdem gut leben damit, denn ein Mann muss ja nicht in erster Linie schön sein. Männer haben andere Qualitäten, zum Beispiel Ach, da gibt' sehr viele, aber man will sich ja nicht selbst beweihräuchern, denkt selber drüber nach. Zudem war die OP nicht vorrangig der Schönheit gewidmet, sondern der Gesundheit. Doch zugegeben, ein bisschen mehr schön wäre trotz allem sehr beruhigend, ich würde mich wirklich freuen drüber.

Die ersehnte Bestätigung, dass mein Leiden sich gelohnt hat, verlangte mir dann schon einiges an Geduld ab, aber irgendwann bekam ich sie dann doch. Ich weiß sogar noch Datum und Uhrzeit, so erleichternd war's dann gewesen, fast rührend. Als ich kürzlich bei einem Stadtbummel einer ehemaligen Uni-Mitstreiterin begegnete, ertappte sie mich beim genussvollen Verzehr eines rosa Punschkräpfers. Ihre erste Reaktion traf wie ein Schwall Balsam auf meine geplagte Seele: „Hey, du süßer Junge, gut schaust du aus!“, begrüßte sie mich mit schelmischen Lächeln.

Worauf sich der „süße Junge“ bezog, war mir sofort klar, das „Gut ausschauen“ war da weniger eindeutig. Diese Phrase könnte sich, unter Männern ausgetauscht, eher auf den Zugewinn an Körperfülle beziehen. Ich zog es spontan vor, die für mich angenehmere Variante verstehen zu wollen. Wenn ich mich schon für viel Geld unters Messer gelegt hatte – Frau Doktor ist ja eine Wahlärztin - dann wollte ich auch etwas haben davon. Zumindest ein zartes Kompliment meine äußere Erscheinung betreffend. Mit einer Antwort oder gar einem Gegenkompliment musste sich mein Gegenüber noch etwas gedulden, denn mehr als ein unverständliches „Mhompfh!“ begleitet vom Heben meiner Schultern und einem Fingerzeig auf meinen Mund war angesichts der süßen Pampe darin nicht möglich. Die gewonnene Zeit nutzte ich angestrengt dazu, ebenfalls an einem Kompliment zu basteln, was angesichts des Erscheinungsbildes der Dame keine einfache Übung war.

„G’spritzt retour. Siehst auch verdammt gut aus“, mehr brachte mein ehrlicher Charakter bei der kurzen Bedenkzeit nicht zuwege.

Der anschließende Small-Talk war nicht besonders ergiebig, denn gedanklich war ich bereits weit weg, ganz weit weg. Ich sah mich im Geiste schon eifrig googeln, was denn Facelifting und Bauchstraffen so kosten könnte. Rein theoretisch natürlich und nur in der Light-Version. Wenn ein einfacher Besuch beim Hautarzt bereits diese durchschlagende Wirkung hat, was wäre da nicht alles noch möglich. Selbstverständlich nehme ich auch mein hartes Körpertraining wieder auf, aber sich zum Thema Schönheit erkundigen wird man(n) wohl noch dürfen. Als ergänzende Maßnahme quasi. Ich schicke euch gerne die Kontaktdaten, mit Preislisten und Referenzen.

Also dann, viel Erfolg beim schöner werden!

Rettet Bert. Fast ein Kurzkrimi.

Zugegeben, die Wahrscheinlichkeit, als Leiche mit Betonschuhen im Fluss zu landen oder zumindest Zeuge eines Verbrechens zu werden, ist in London oder in New York deutlich höher als da, wo ich Provinzgeist herkomme. Und zur Weihnachtszeit ist in der Christkindlstadt Steyr die Trefferquote für kriminalistische Beobachtungen überhaupt sehr gering. Am historischen Stadtplatz logiert im Dezember der Adventmarkt, der aussichtslos damit kämpft, besinnliches Flair auszustrahlen. Tagsüber kann man nebst glühweintrinkenden Touristen auch einzelne Stammgäste und wenn's hoch hergeht, manchmal schneeballwerfende Jungs bestaunen. Die haben es dann auf vorbeifahrende Autos abgesehen. Gibt's keinen Schnee, dann sitzen auch diese Weicheier zuhause und quälen ihre Smartphones. Ab und zu sieht man Junkies, Trinker, Heimatlose, die mit teils eigenartiger Choreografie ihren Heimweg bestreiten. Für einen aufstrebenden Jung-Literaten in Summe keine sehr ergiebige Szenerie. Zumindest am Tag, denn nachts traue ich mich nicht so richtig raus. Will man mehr Abenteuer beobachten, ohne gleich Protagonist eines solchen zu werden, habe ich eine andere Strategie entwickelt. Ich spaziere dann gemächlich am sicheren Gehweg neben einer vierspurigen Straße, die vom östlichen Stadtrand bis nahe zum Zentrum führt. Gut zwei Kilometer und je nach Befindlichkeit 25 bis 30 Minuten Gehzeit, gleichzeitig eine wunderbare Gelegenheit für das Ersinnen absurder Ideen. Waghalsige Überholmanöver, wilde Verfolgungsjagden, Verbalattacken und sehr viel Kommunikation mit allen möglichen Fingern, all das gibt's aus sicherer Entfernung zu erleben. Auch Dinge, die zunächst unscheinbar, gar harmlos wirken und sich erst während des Nachdenkens über den Tellerrand hinaus als bemerkenswert, manchmal sogar verdächtig herausstellen. Als BERT1 an mir vorbeifuhr, wusste ich sofort: das wird der Held meiner nächsten Geschichte. Jemand, der freiwillig mit diesem Wunschzeichen herumfährt, muss tapfer sein und hat sich etwas Publicity verdient, ob er sie nun will oder nicht.

Der ausufernde Datenschutz und der Respekt vor den älteren Mitmenschen gebietet es, weitere Details des Wunschkennzeichens literarisch auszuschwärzen. Zudem trägt eine Ortsangabe nichts zum weiteren Verlauf der Geschichte bei.

Bert fährt einen alten Toyota, der genaue Typ ist nur noch den Veteranen unter den Autokennern ein Begriff. Die Lackierung ist aschgrau und war vor langer Zeit einmal metallic. Bert ist Hutträger, und das war's dann mit den Fakten. Sehr viel mehr war während der kurzen Begegnung nicht auszumachen. Scheinbar nur dürftige Informationen, doch für einen erfahrenen Profiler, wie ich einer bin, reichte die Zeit, um eine recht klare Vorstellung von Bert zu bekommen.

Bert hat seine Sturm- und Drang-Zeit bereits länger hinter sich, ist aber immer noch Kavalier genug, um bei der Begegnung mit einer Dame den Hut zu lüften, sein defensiver Fahrstil lässt keinen anderen Schluss zu. Sein grüner Hut mit Gamsbart drauf zeichnet Bert als Naturliebhaber aus, der liebend gerne bei regionalen Versorgern einkauft. Im Kofferraum führt er deshalb immer einen alten Einkaufskorb mit sich. Die Versorgung mit Nahrungsmitteln fällt dadurch zwar etwas teurer aus, deshalb muss Bert den Kauf eines neuen Autos immer wieder hinausschieben. Bert ist nicht bekennender, eher schon leidender Single. Typen wie ihn lieben die Frauen auf Anhieb oder überhaupt nicht, derzeit eher überhaupt nicht. Und darunter leidet er - still in sich hinein. Die Fahrweise von Bert wirkt so gar nicht souverän, eher tappsig-forschend. Vielleicht ließ der betagte Toyota auch keine andere Fahrweise zu. Wie dem auch sei, es ist ratsam, Bert auf der Straße mit respektvollem Sicherheitsabstand zu beschenken. Und wie BERT1 sich mehr und mehr dem Blick des Profilers entzieht, fällt noch was auf: die Sauberkeit, an der mangelt es. Während die Nummerntafel der meisten vorbeiziehenden Autos relativ lange zu erkennen ist, wird die ansonsten einprägsame BERT1-Kennzeichnung deutlich früher unlesbar.

BERT1 verblasst sehr rasch, hinterlässt wie das lenkende Herrchen keinen bleibenden Eindruck. Stimmt allerdings nur dann, wenn man kein geübter und damit meist oberflächlicher Betrachter ist. In mir hat sich BERT1 fest manifestiert, er ist quasi ein offenes Buch für mich. Einige Tage und einige Spaziergänge später war es dann soweit: BERT1 trat - eigentlich fuhr er - überraschend wieder in mein Leben.

Mühsam quälte sich der Toyota in eine Parklücke am Steyrer Stadtplatz. Nun ja, es war vielmehr ein Parkloch, denn beiderseits des grauen Vehikels war jeweils ein knapper Meter Platz. Für den defensiven Bert eine echte Herausforderung, die er nach einigen Minuten schließlich souverän meisterte. Die richtige Überraschung folgte aber erst jetzt, ich rieb mir kurz ungläubig die Augen.

Entweder muss ich an meiner Wahrnehmungsfähigkeit arbeiten oder ich melde der Polizei, dass das gestohlene Auto von Bert wieder aufgetaucht ist. Jedenfalls war die überwutzelte Blondine, die sich aus dem Toyota plagte, nicht Bert. Und in der viel zu engen Jean schon gar nicht BERT1. Für mich ein sicheres Zeichen, dass hier was nicht stimmt. Um jedoch die Grazie bis zum Eintreffen der Polizei festzuhalten, waren die Indizien doch zu dürftig. Mich auf meine Erfahrungen als Profiler zu berufen, würde den Beamten wahrscheinlich auch nicht reichen. Zudem hatte ich in letzter Zeit keine gute Trefferquote. Folglich wählte ich nicht den Polizeinotruf und ließ den Dingen und auch der Blondine ihren Lauf. Allzu gerne hätte ich in den Kofferraum des Toyotas geschaut. Was, wenn Bert in einen Teppich gewickelt da hinten drin liegt? Vielleicht atmet er noch? Ich würde es mir nie verzeihen, nicht die 133 gewählt zu haben. Andererseits habe ich ein wenig Federn vor einer möglichen Blamage. Die Neugier und die vage Hoffnung, einen Beitrag zur Klärung des Falls BERT1 leisten zu können, siegten über die Vernunft. Ich schlug den Kragen meiner Jacke hoch, um mich zumindest irgendwie verstecken zu können.

Dann schlenderte ich, so wie ich es von den Kommissaren im Fernsehen gelernt hatte, auffallend unauffällig um das Zielobjekt Toyota samt der verdächtigen Blondine. Als Berta, so hatte ich die junge Walküre in der Zwischenzeit getauft, zum Kofferraum ging und diesen öffnete, war mein detektivischer Drang nicht mehr zu bremsen. Mit vier, fünf großen Schritten schaffte ich es, mich hinter die Täterin zu stellen und einen Blick in den Kofferraum zu erhaschen.

Keine Spur von einem Teppich, stattdessen starrten mich aus einem nostalgischen, aus Weide geflochtenen Einkaufskorb einige prall gefüllte Plastiksackerl an. Der Anblick traf mich wie ein Keulenschlag. Sie hat Bert zersägt, eiskalt zersägt und in Säckchen verpackt, schoss es mir durch den Kopf. Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken, ich spürte, dass ich Gänsehaut bekam. Oh Gott, sie hat mich bemerkt. Zur Flucht war es zu spät, außerdem wollte ich so knapp vor Aufklärung dieses furchtbaren Verbrechens nicht einfach davonlaufen. Ich sah es als meine moralische Verpflichtung, etwas zu unternehmen. Berta drehte sich um, sah mich unfreundlich an und raunzte: „Is wos, Oida?“ Ich versuchte vergeblich, die aufsteigende Röte im Gesicht zu unterdrücken. „Sorry, eine Verwechslung. Ich dachte, sie wären eine ehemalige Schulfreundin und wollte sie überraschen“, log ich höchst unprofessionell, denn immerhin trennten uns altersmäßig mindestens zwei Jahrzehnte. Berta konnte das nicht übersehen haben und riet mir mit ernstem Gesicht und forscher Stimme: „Geh liaba ham, Oida, und überrosch dei Mami!“. Derweilen wir uns einige Sekunden so anglotzten, schien hinter mir etwas zu passieren, was Berta positiv stimmte, denn ihre Miene war plötzlich freundlicher. Ihr Komplize, er wird mich niederschlagen. Trotz hochrotem Gesicht und rasendem Puls wirbelte ich meinen ehemals durchtrainierten Körper instinktiv um die eigene Achse und holte mit dem rechten Arm zum Schlag aus. Die Hand war mittlerweile zu einer Faust geballt.

Mit einem überraschenden Erstangriff haben die beiden Ertappten sicher nicht gerechnet. Ich sah mich taktisch im Vorteil, musste die Gunst der Stunde nutzen. Und dann stand ich dem Feind gegenüber, von Angesicht zu Angesicht, Aug in Aug.

Wenn er mich nur angesehen hätte, tat er jedoch nicht, er hatte nur Augen für Berta. Beinahe mitleiderregend humpelte er uns entgegen. Eine Blitzanalyse ergab: Generation 70-Plus, 175 cm groß und 80 kg schwer. Meine Faust entkrampfte sich, dennoch war ich auf der Hut. Ich wollte mich nicht überrumpeln lassen. Für Gauner gibt es keine Altersbeschränkung. Ich blickte in ein hageres, deutlich zerknittertes Gesicht, verziert mit grauem Oberlippenbart. Haupthaar war keines auszumachen, da den vermeintlichen Feind ein Jägerhut mit imposantem Gamsbart krönte. Ich entspannte mich zusehends. Gottlob, es war Bert. Dieser arme, geplagte Mann musste Bert sein.

Mensch Bert, wie war ich erleichtert. Ich wusste es. Ich wusste es schon, bevor Berta die erlösenden Worte sprach: "Na Opa, was sagt der Doktor? Was ist mit dem Knöchel?" Opa. Wie schön, ich atmete befreit auf. Leicht griesgrämig und dennoch ein bisschen erlöst erwiderte der Opa: "Nichts Schlimmes, nur eine Verstauchung. Schonen soll ich mich. Nicht viel gehen und außerdem nicht Autofahren, zu gefährlich". Während Bert und Berta sich umarmten und mich währenddessen links liegen ließen, machte ich mich eiligen Schrittes beschämt aus dem Staub. Kurzatmig, wie man im fortgeschrittenen Alter nach einem Sprint nun einmal ist, blieb ich hinter der nächsten Hausecke stehen und gönnte mir eine Verschnaufpause. Na, da haben wir alle miteinander nochmal riesig Glück gehabt. Keine Schlägerei, keine Polizei und vor allem ein quicklebendiger, gesunder Bert. Schwein gehabt, Junge. Ich werde keinem was erzählen von meiner Heldentat, da bin ich viel zu bescheiden. Ein wenig stolz war ich aber trotzdem auf meinen Erfolg als Profiler, das kann nicht jeder.

Allerdings sollte ich aufhören, mir die vielen Krimis im Fernsehen reinzuziehen, das macht das Leben manchmal unnötig kompliziert. Und irgendwann werde ich ohnehin meinen eigenen, richtig spannenden Krimi schreiben, mit oder ohne Bert. Dieser Kerl hat mir da jetzt irgendwie dreingefuscht in meine literarische Karriere. Ein rücksichtsloser Kulturbanause, dieser Bert. Würde mich nicht wundern, wenn man ihn eines Tages in einen Teppich gewickelt findet. Womöglich im Kofferraum eines Toyota.

Ich war im Begriff, den Heimweg anzutreten, schaute aber noch einmal neugierig auf die zwei Helden meiner Geschichte zurück. Nach wie vor standen sie vor dem geöffneten Kofferraum. Berta war anscheinend mit der Anordnung der Säckchen nicht zufrieden und schob diese enger zusammen, als Opa mit unsicherem Blick fragte: „Und, was ist mit Oma? Alles erledigt?“ „Aber sicher Opa, du weißt ja, dass du dich auf mich verlassen kannst“, gab Berta augenzwinkernd zurück. Nein, ich werde jetzt nicht durchdrehen, nahm ich mir vor. Sollte ich mich wirklich geirrt haben? Bert ist doch Single? Oder doch nicht? Vielleicht ist er erst seit heute Single? Vor meinem geistigen Auge kreisten wild durcheinander und rasend schnell dutzende Einser und Dreier, formierten sich immer wieder zur 133, begleitet vom lauten, rhythmischen Klicken unzähliger Handschellen. Im Hintergrund glaubte ich außerdem das knatternde Geräusch einer Motorsäge zu hören. Schweißtropfen bildeten sich auf meiner Stirn. So schnell ich nur konnte, lief ich die wenigen Meter zum Stadtplatz und fand dort Zuflucht bei einem der Wirte meines Vertrauens. Es war wohl höchste Zeit, meine Panikattacke mit bewährten Hausmitteln zu bekämpfen. Nach einer Stunde intensiver Schlucktherapie hatte ich das Schlimmste überstanden und hoffte inständig, dass Oma friedlich und putzmunter zuhause sitzt, sehnsüchtig auf ihre Geburtstagsgeschenke wartend. Der Kofferraum von Opas Auto ist ja voll davon. Und ich leiste mir heute ein Taxi für die Heimfahrt. Stress hatte der Hobby-Kommissar für heute mehr als genug.

Rettet die Gerste.

Es gibt Tage, die vergisst man nie. Zum Beispiel die Entdeckung Amerikas am 12. Oktober 1492, die Unterzeichnung des Staatsvertrags am 15. Mai 1955 oder den eigenen Hochzeitstag am Tag X, den hat Frau immer, man(n) zumindest einigermaßen in Erinnerung. Und es gibt Nachrichten, die treffen dich wie ein Keulenschlag. Die letzte große Keule traf mich am 16. Oktober 2018, die zugehörige Hiobsbotschaft war furchtbar. Sie strahlte weiß auf blau von der ORF-Internetseite:

Der Klimawandel gefährdet weltweit die Gerstenernte!

Die möglichen Folgen? Ich will sie mir gar nicht so richtig ausmalen, jedenfalls katastrophal. Mit zittrigen Fingern greife ich zum Handy, vertippe mich mehrmals, dann klappt's aber doch. Mein Freund Kurt meldet sich mit heiserer Stimme. „Kurt, hast du's schon gelesen?“ Klar hat er, das war seiner Stimme gleich anzumerken. „Und? Was machen wir?“ Wir vereinbaren uns zu einer Krisensitzung beim Wirt unseres Vertrauens, in einer halben Stunde. Immerhin handelt es sich um einen akuten Notfall, der keinen Aufschub duldet.

Meine mir von höchster Stelle zugeehelichte Ernährungsberaterin hat meinen vollen Respekt. Eigentlich schon immer, jetzt aber noch viel mehr. Sie muss diese Bedrohung geahnt haben, als sie wieder und wieder versuchte, meine Zuneigung zum Gerstensaft zu reduzieren oder zumindest in geordnete Bahnen zu lenken. Sie hat nie aufgegeben und heute bin ich ihr sehr, sehr dankbar. Sie wollte mir diese grauenhafte Situation ersparen, dass die weltweite Verknappung von Gerste mich in eine satte Depression stürzt. Dass Bier nun knapp, teurer und irgendwann ganz unerschwinglich wird, kann mir kaum was anhaben. Gottseidank habe ich rechtzeitig vorgesorgt und meine Trinkerkarriere mit einem zweiten Standbein solide abgesichert: Wein. Ja, mir schmeckt auch der Wein, sehr gut sogar. Second Source heißt das Zauberwort, mein Wirtschaftsstudium trägt wieder einmal Früchte, ich bin gerettet. All das geht mir auf dem Weg zur Krisensitzung mit Kurt durch den Kopf.

Kurt hat's leider verabsäumt, vorzusorgen, einen Plan B für die Zeit nach dem Bier zu schmieden. Er mag keinen Wein und hat außerdem eine Wasserallergie. Also Schwimmen, Plantschen und Duschen, das mag er schon, aber er kann Wasser nicht trinken, vertraut völlig auf das deutsche Reinheitsgebot von 1516. Er ist da wie ein Fels in der Brandung: unnachgiebig und sehr konsequent. Und aktuell zudem eine arme Sau. Als er den Gastraum betrat, war ihm anzusehen, wie sehr er leidet. Ich hatte kurz vor ihm an einem strategisch günstigen Tisch Stellung bezogen, Luftlinie zur Ausschank etwa 4m. Otto, der Wirt, war daher in ständiger Rufweite. Wir hielten uns nicht lange mit Vorreden auf, Otto stellte zwei Krügerl mit ehrfurchtgebietender Schaumkrone auf den Tisch und wir legten ohne Umschweife los mit der Ideenfindung. Wir waren vom beruflichen Vorleben lösungsorientiertes Arbeiten gewohnt, wenngleich uns das Gerstenproblem als globale Herausforderung doch einiges abverlangen wird. Das wird kein Kinderspiel und ebenso kein Pony-Reiten, das war uns von Beginn weg klar. Ein erster kräftiger Schluck, ein kurzes Absetzen und ein zweiter, genussvoller Schluck hinterher. Merkwürdig inspiriert sprudelten bald darauf die ersten Lösungsvorschläge wie von selbst aus uns heraus.

Bier horten? Geht nicht, zumindest nicht über einen längeren Zeitraum. Bier synthetisch herstellen? Eine grauenhafte Vorstellung, kommt einer Vergiftung gleich. Die Zutaten ersetzen? Never touch a running system. Bier nach einer Volksbefragung zum Medikament erklären? Dauert zu lange, die Zeit drängt. Auch die weiteren Alternativen im Zuge unseres Brainstormings waren wenig praktikabel und ziemlich unbefriedigend. Was folgte, war eigentlich mehr ein Brainwashing, denn nach dem vierten Bier kamen dann die ersten brauchbaren Vorschläge. An einer Idee feilten wir schließlich detaillierter herum. Kurt schlug vor, die Patenschaft für ein Gerstenfeld zu übernehmen, um so zumindest die Grundversorgung für uns zwei zu sichern. Auf diese geniale Eingebung stießen wir merklich erleichtert, minimal illuminiert und ziemlich dämlich grinsend an.

Bedächtiger und dankbarer als jemals zuvor zelebrierten wir dieses uralte, überlieferte Ritual, immerhin noch mit richtigem Bier. Kurt bot an, sich über die rechtlichen Grundlagen einer Patenschaft zu informieren. Da ich über mehr Reiseerfahrung und Geografiekenntnisse verfüge, sollte es meine Aufgabe sein, ein Gerstenfeld in der näheren Umgebung ausfindig zu machen. Verbunden mit einem attraktiven Crowd-Funding würde es an finanziellen Mitteln sicher nicht fehlen, denn besorgte Biertrinker dürfte es hierzulande ausreichend geben. Gemeinsam werden wir dem Herrn des rettenden Gerstenfeldes ein Angebot unterbreiten, das dieser nicht ablehnen wird können, so unschlagbar gut wird dieses Angebot sein.

Jetzt versuchten wir erstmal, dass wir gut nach Hause kommen. Immerhin ist morgen auch noch ein Tag, und das globale Klima sollte über Nacht noch einigermaßen stabil bleiben. Zumindest stabiler als unsere ersten Schritte an der frischen Luft. Der landläufigen Meinung, dass Bewegung an der frischen Luft guttut, konnten wir in diesem Moment nur wenig abgewinnen. Gefesselt und völlig von unserer verantwortungsvollen Aufgabe erfüllt, hatten wir auf jegliche Nahrungsaufnahme verzichtet, eigentlich ganz einfach vergessen. Der Kalorienhaushalt war davon nicht betroffen, den Grundumsatz von 2000 kcal pro Tag kann ein erwachsener Mann ohne weiteres in flüssiger Form zu sich nehmen.

Am nächsten Tag war die angsteinflößende Gersten-Schlagzeile zwar überraschend von der ORF-Titelseite verschwunden, aber Kurt und ich, wir sind nun vorgewarnt. Vermutlich hatte unsere fürsorgliche Bundesregierung, um Panikstimmung und Hamsterkäufe zu vermeiden, per Eilerlass die Internet-Zensur eingeführt. Das Projekt **Gerste 1.0** zur Rettung des Bieres war allerdings bereits angelaufen, der Point-of-no-return überschritten. Und die Rettung der Gerste kommt immerhin der gesamten Menschheit zugute. Agile, erfahrene Männer wie Kurt und ich brauchen auch im wohlverdienten Ruhestand eine erfüllende, sinnstiftende Beschäftigung. **Hash-Tag-We-Two**. Mitkämpfende Bierliebhaber und Innen sind herzlich willkommen.

GERSTENPROBLEM / NACHTRAG:

Nachdem das Gerstenproblem, so mahnen die Experten, sehr bald zu einer globalen Herausforderung wachsen wird, ist es natürlich angebracht, sich global umzusehen. Ich habe angesichts der Dramatik der Situation keine Kosten und Mühen gescheut, wollte wissen, wie geht man anderswo mit dem drohenden Unheil um. Die Seychellen schienen mir für meine Studien gerade passend. Warum die Entscheidung für diese abgeschiedene Inselwelt? Zufall, purer Zufall. Es hätte wahrscheinlich wenig Sinn gemacht, mich bei den EU-Nachbarn umzusehen, die schwimmen genauso wie wir auf der Insel der Seligen. Zudem sind die Seychellen, wie man weiß, ebenfalls ein Inselparadies, daher ist durchaus interessant, wie man im Paradies mit der drohenden Gerstenverknappung umgeht.

Der erste Eindruck bestätigte meine Vermutung: sie kontern mit Rationierung, drastischer Rationierung. Man bekommt einheimisches Bier fast ausnahmslos in kleinen Fläschchen, kaum größer als Actimel oder Hipp-Baby-Nahrung. 280 Milliliter sollen da reinpassen, kaum vorstellbar, diese kleine Menge. Milli, das klingt schon nach sehr wenig, nach Apotheke und Pipette, da können auch 280 davon nicht sehr viel sein. Wie aber kommen die pfiffigen Insulaner auf dieses sehr eigenwillige Maß? Mangels kreolischer Sprachkenntnisse war ich auf meine Beobachtungsgabe und auf eine Reihe von Selbstversuchen angewiesen. Demnach scheint das jene Flüssigkeitsmenge zu sein, die man(n) oder Frau, vorzugsweise Mann, in drei deutlich unterscheidbaren Etappen zu sich nehmen kann: Antrinken und genussvoll stöhnen, dann nachtrinken und angesichts der drohenden Leere mit traurigem Blick auf das grüne Fläschchen tief seufzen, im letzten Schritt schließlich austrinken und danach jammern, dass der letzte Schluck schon zu warm geworden war. Das war's dann. Over and out, umgehend ein neues, richtig temperiertes Gebinde besorgen. Soweit meine sehr persönliche Theorie, allerdings lässt sich der Wert von 0,28 Liter rechnerisch ebenso sehr einleuchtend begründen.

Der Eimer, genauer der österreichische Schankeimer, ist ein altes Hohlmaß und misst 56,4 Liter, d.h. man kann daraus ziemlich genau 200 dieser Mini-Biere abschöpfen. Warum gerade 200 davon, kann ich bis heute nicht nachvollziehen, das ist leider die Schwachstelle meiner zweiten Theorie. Zudem ist die Verfügbarkeit eines alten österreichischen Eimers auf den Seychellen ziemlich unwahrscheinlich, daher muss es wohl noch eine andere rechnerische Lösung geben. Die Engländer! Jawohl, die Engländer müssen es gewesen sein, die sind immerhin in dieser Gegend historisch für so manches verantwortlich. Unter anderem auch dafür, dass die Autos auf der falschen Seite fahren. Weitere Ermittlungen bestätigten meinen Verdacht: die Gallone ist die Ursache. Alsdann: eine britische Gallone entspricht etwa 4,55 Liter. Das ist selbst für einen geeichten Biertrinker alleine meist zu viel, deswegen halbiert man und halbiert man und halbiert man bis schließlich fast nichts mehr übrig bleibt, und dieses „fast nichts“ ergibt den unglaublichen Zahlenwert von, man höre und staune, 284 Milliliter. Dieses Quantum ist, um es mit den Griechen zu sagen, atomos, also unteilbar. Keine Chance, da geht gar nichts mehr. Das höchste der Gefühle im alpenländischen Bereich ist die Teilung eines Seiterls, also von 333 Milliliter, das aber nur bei sehr günstigen Lichtverhältnissen und bei ausreichend Sympathie für den potenziellen Mittrinker, dann geht auch hier nichts mehr. Niemand bei uns zuhause würde versuchen, ein Pfifferl zu teilen, ebenfalls atomos. Bei den Seychellois, so heißen die Paradiesbewohner, gibt's kein Pfifferl, da ist das Seybrew die kleinste Hohlmaß-Einheit und daher nicht weiter teilbar. Niemand hier auf den Inseln, weder Männlein noch Weiblein, würde je an diesem Naturgesetz rütteln. Die durstigen Seelen beiderlei Geschlechts bestellen sich diskussionslos ein eigenes Exemplar dieser putzigen Fläschchen. Was die findigen Seychellois allerdings bei ihren Einsparungsmaßnahmen nicht bedacht haben: viele kleine Actimels, Hipps, Danones oder was auch immer ergeben in Summe ebenfalls einen großen Eimer, und zudem einen Riesenhaufen Leergebinde, den es natürlich zu entsorgen gilt.

So ist es durchaus nachvollziehbar, dass es gerade zu den Feiertagen, allen voran den Weihnachtsfeiertagen, zu einem Engpass bei den grünen Fläschchen kommt. Die Wirtschaft des Landes ruft dann in ihrer Verzweiflung die biertrinkenden Landsleute auf, sie mögen doch bitte rechtzeitig sehr viele dieser Pfandflaschen zurückbringen, sonst wird's mit dem Feiertagsbier, Gerstenmangel hin oder her, sowieso nichts. Wenn man Insider-Informationen glauben darf, sind die Probleme am Biermarkt nur unwesentlich weniger geworden, dafür ist die Zahl jener, die durch das spekulative Horten von Bierflaschen zum Rupien-Millionär geworden sind, deutlich angestiegen. Die vordergründig gute Lösung im Inselfaradies ist damit unbrauchbar, hier wie dort, völlig unbrauchbar für die nachhaltige Bekämpfung des Gerstenproblems. Kurt und ich, wir müssen wohl weiterforschen, noch mehr Entdeckungsreisen unternehmen. Zum Beispiel in die Karibik, vielleicht weiß man dort, wie man dem Problem wirkungsvoll begegnet. Das Projekt Gerste 1.0 wird uns wohl noch eine Weile auf Trab halten. Zunächst aber wollen wir mit ehrlichem, österreichischem Bier auf unsere Forschungsergebnisse respektvoll anstoßen. Und dann mit der Reiseplanung beginnen. Prost Kurt!

Herr Maslow und die Gruppen.

Maslow kennt doch jeder, oder? Zur Erinnerung, Abraham Maslow war der mit der Pyramide, mit der Bedürfnispyramide. Er behauptete, dass der Mensch, sobald er satt ist, ein Dach über dem Kopf hat, seines Lebens soweit sicher ist und schließlich sogar sein Sexualleben so einigermaßen passt, folgendes Verlangen hat: Er möchte Fotos von seinen Kindern, Enkelkindern oder Haustieren über den ganzen Globus jagen. In höchster Auflösung, höchst regelmäßig, in größtmöglicher Anzahl und an möglichst viele Personen. Nun, so konkret hat Herr Maslow in seiner Studie von 1943 die Dinge nicht ausgeführt, vielleicht auch gar nicht so gemeint, aber er hatte trotzdem diese weise Voraussicht und zudem recht, uneingeschränkt recht. Obwohl Dinge wie Internet, Handy und WLAN damals noch nicht einmal Utopie waren, hat der schlaue Kerl schon geahnt, was da auf uns zukommt.

Der Ehrlichkeit halber sei richtig gestellt: Er war der Überzeugung, dass der Mensch, sobald seine physiologischen Grundbedürfnisse und sein Sicherheitsbedürfnis ausreichend abgedeckt sind, alsbald einer Gruppe angehören will. Was Maslow allerdings nicht ahnen konnte: er will dann vielen Gruppen, möglichst vielen WhatsApp-Gruppen angehören. Erst dann kann er nämlich die vielen Fotos von möglichst vielen Mitmenschen empfangen, kommentieren und im Bedarfsfall auch verfluchen. Dieser innere Zwang der Gruppenzugehörigkeit ist grundsätzlich altersunabhängig und generationsübergreifend, nimmt aber mit der Zahl der Kinder, Enkelkinder oder Haustiere signifikant zu. Wenn's an lebendem fotografierbarem Material im familiären Umfeld mangeln sollte, dann steigt laut Statistik die Menge der gesendeten Bilder eben mit der Anzahl der Urlaubsreisen, Geburtstagsfeiern oder irgendwelcher Saufgelage. Peinliche Situationen und denkwürdige Hoppalás, die von globalem Interesse sind, gibt's selbst beim Durchschnittsbürger beinahe täglich, die müssen dann natürlich schleunigst global präsentiert werden. Schadenfreude ist zweifelsohne immer noch die schönste Freude.

Ich bin da sicher nicht alleine mit meinen Beobachtungen und Erfahrungen, wenn zum Beispiel die Hermi-Tante oder die Erni-Omi ihr Handy aus dem Täschchen zaubert und mit todsicheren Handgriffen die Gigabytes durch die Luft jagt. Oder die aus der Luft abgesaugten Gigabytes in der Hoffnung, dass es sich dabei um die Abbildung der Stammhalter handelt, unaufgefordert den umsitzenden Personen präsentieren werden. Dies geschieht dann oft noch lautstark begleitet von wichtigen unverlangten Kommentaren. Die männliche Spezies möchte den Damen, was das Datenvolumen angeht, natürlich um nichts nachstehen, also verschickt auch der lebenslustige Sepp-Opa eifrigst Bilder von Oldtimern und Kochexperimenten.

Ja, da geht schon was ab mit der modernen Technik, vor allem an sehr persönlichen Daten, Datenschutz hin oder her. Ob alt oder jung, jeder hat da seine Freude dran. Und an der nächsten High-Tech-Sensation wird in den Labors von Apple, Samsung und Co, unterstützt von den Genies der Quantenphysik, bereits geforscht. Derzeit noch streng geheim, aber schon in wenigen Jahren der IT-Hit schlechthin: WhatsApp-BodyTrip. Es sollte demnach schon sehr bald möglich sein, den herzerreißenden Enkel nicht nur visuell, sondern tatsächlich materiell zu verschicken. Wenn alles klappt und keine atmosphärischen Störungen auftreten, wird das Menschenkind schon Minuten später empfängerseitig wieder rekonstruiert. Ein herkömmliches Display, auch mit sehr hoher Auflösung, wird dazu nicht ausreichen, allerdings sind die Entwicklungen an brauchbaren 3D-Druckern bereits sehr weit fortgeschritten.

Der heiß geliebte Nachwuchs landet dann quasi streichelfertig für die Omi am Ausgabemedium. Und zurück, wenn's der Omi dann reicht, der kleine Quälgeist nicht einschlafen will oder die Windeln zu wechseln sind, geht's genauso, so zumindest ist der Plan. Wobei die Bezeichnung „heiß geliebt“ die aktuelle Problematik sehr gut trifft, denn derzeit muss man aus energetischen Gründen das liebe Kind noch auf ca. 1 Million Grad vorheizen, rein rechnerisch, versteht sich.

Sobald man diese Transfer-Anforderung irgendwie unter Tausend Grad bringt, sollten die ersten praktischen Versuche anlaufen. Und natürlich will dann jeder der großen Konzerne wieder der Erste sein, den Markt beherrschen und ordentlich absahnen. Also werden auf allen Kontinenten Mamis und Omis umworben. Ihnen wird der Umgang mit WhatsApp soweit erleichtert, dass sie Fotos selbst im Halbschlaf noch verschicken können, die gute Alexa wird ihnen dabei helfen. Das eigentliche Fernziel, das Beamen wie bei Spock und Kirk, wird derzeit noch dezent verschwiegen.

In der Schweiz, im Kernforschungszentrum CERN, werden, natürlich top-secret, die ersten Vorbereitungen getroffen. Dort kann man bekanntlich Materie extrem hoch beschleunigen und so den thermischen Energieaufwand reduzieren. Die Geschwindigkeit macht's dann aus, das ist wie beim Zaubern und bei Kartentricks. Einmal nicht hingeschaut, und weg ist der kreischende Nachwuchs. Man sucht schon eifrig Trendsetter-Omis, die ihren Enkel in die Schweiz begleiten und ihm bei seiner ersten Lichtgeschwindigkeitsrundreise im Zyklotron mental zur Seite stehen. Die Labor- und die folgenden Feldversuche dürften bereits abgesichert sein, die neue Generation an Omis ist da offensichtlich sehr aufgeschlossen.

Vor dem praktischen Einsatz im Alltagsleben gibt's allerdings, neben den physikalischen Feinheiten, noch einige Kleinigkeiten abzuklären. Es ist - so wie beim autonomen Auto - versicherungstechnisch noch manches offen: wer ist schuld, wenn dann doch etwas danebengeht? Wer haftet für den Schaden, für ein Kind, das sich in den Weiten des Universums als elektromagnetische Welle verläuft? Oder wenn der 3D-Drucker mitten in der Produktionsphase abstürzt? Weitere Fehlerquellen möge sich jeder selbst ausmalen, wir kennen das ja mit den Computerpannen. Keiner ist dann Schuld, niemand will's gewesen sein. Woher dann so schnell mit einem Ersatzenkel?

Unterm Strich können wir aber trotzdem davon ausgehen, dass das autonome Autofahren nicht aufzuhalten ist. Und auch das Zyklotron und die 3D-Drucker werden in den nächsten Jahren so betriebssicher, dass dem WhatsApp-BodyTrip-Feature ein Siegeszug gewiss ist. Also Omis, Enkel fein machen, ab in die Schweiz und dem jauchzenden Sprössling und selbstverständlich sich selbst eine Riesenfreude bereiten.

Noch habe ich mich dem Gruppenzwang von WhatsApp entsagt, wer mein Handy kennt, wird verstehen, warum mir das so leicht fällt. Aber irgendwann wird das antike Stück dahinscheiden, dann bin ich echt gefordert. Bis dahin beobachte ich im Stillen und königlich amüsiert all jene, die den inneren Drang verspüren, jeden geistigen Furz mit der WhatsApp-Gemeinde teilen zu müssen.

Ja, das war jetzt böse, sehr böse sogar. Aber schämen werde ich mich erst dann, wenn auch meine geistigen Ergüsse um den Globus flitzen. In wenigen Wochen wird's soweit sein, ich kaufe mir ein Wisch-Handy. Und dann werde ich euch mit Urlaubsfotos, Blumen- und Tierbildern so richtig zumüllen, macht euch auf was gefasst. Jene, die sich in letzter Zeit besonders auffallend über mein Nokia-Handy lustig gemacht haben, dürfen sich dabei verstärkt meiner Zuneigung erfreuen.

Bis dahin: Keep sending !

Sorry. I have no dream.

Verdammt, ich habe ein Problem. Natürlich habe ich mehrere Probleme, das ist heute ja völlig normal. Seit kurzem habe ich allerdings ein neues, ein zusätzliches: Ich habe keinen Traum. Also nicht, das ich nächstens nicht träumen würde, aber ich habe keinen Traum, der schon seit Jahren oder gar Jahrzehnten nach Verwirklichung lechzt. Keinen Lebenstraum wie die im Fernsehen, die in den Talk-Shows. Sie wandern aus, mutieren vom Manager zum Kneipenwirt, vom Postbeamten zum Piloten oder fangen mit 80 an, Turniertänzer zu werden. Oft sogar mit Erfolg, zumindest jedoch verletzungsfrei. Alle haben sich einen Traum erfüllt. Alle außer mir, so scheint's. Bewundernswert, wirklich großartig. Und ich habe eben so einen Traum nicht.

Dabei war ich in meiner Kindheit und darüber hinaus ein sehr kreativer, begnadeter Träumer. Bei Tag und bei Nacht, einerlei. Mein reger Geist ersann sich unentwegt die schönsten Geschichten. Und das Tollste daran: wenn ich wach wurde und der letzte Traum mir gefallen hat, musste ich nur die Augen schließen, und schon gab's eine meist ebenso schöne Fortsetzung. Das soll mir erst einer nachmachen. Abgesehen von den eher harmlosen amourösen Träumen während der Pubertät ging es bei meinen Geschichten sehr oft um Gerechtigkeit, Gerechtigkeit bis an die Grenze zur Selbstzerstörung. Ich prügelte mich mit den wildesten Kerlen, rettete so manchen Mitmenschen vor den Attacken der Bösewichte und war dabei gottlob überwiegend auf der Siegerseite. Die Sache mit der Gerechtigkeit war mir offenbar in die Wiege gelegt worden, irgendwie genetisch verankert, denn auch meine Schwestern besitzen dieses Gen. Ich nenne sie aus Datenschutzgründen Schwester 1 und Schwester 2. Schwester 1 konsumierte mit kindlicher Begeisterung Western-Filme, allerdings nur solche, in denen Indianer vorkamen. Sie schlug sich dann immer auf die Seite der indogenen Minderheit und jubelte bei jedem Cowboy, der bei vollem Galopp vom Pferd kippte oder am Marterpfahl sein Leben ausjapste.

Bei Schwester Nummer 2 war der Aufwand, um ihren Gerechtigkeitsbedarf zu decken, schon deutlich größer. Sie besetzte mit einer Horde Gleichgesinnter die Hainburger Au und lagerte tagelang im Reichraminger Hintergebirge, alles im Dienste des Naturschutzes. Im Nachhinein ein herzliches Vergelts-Gott, Schwesterlein. Es ist immer noch sehr schön dort.

Jetzt, wo ich so nachdenke, fällt mir aber ein: ich hatte doch einen Kindheitstraum. Ich war wohl schon stubenrein und konnte gerademal die ersten Buchstaben in mein Malheft kritzeln, als mich die Begeisterung für's Schreiben erstmals traf. Die Idee schien mir so einfach wie genial, und sobald ich das Alphabet so recht und schlecht beherrschte, ging's an die Umsetzung: **Ich schreibe ein Lexikon!**

Die ersten Seiten waren rasch entworfen. Andorra und Anden, Anorak und Anakonda, stand da in kindlicher Handschrift zu lesen. Für jedermann interessant, Basiswissen quasi. Dann kam der Einbruch, ich hatte meine erste Schreibblockade. Zum einen wurde mir bewusst, dass Schreiben auch was mit Arbeit, Disziplin und Konsequenz zu tun hatte. Durchwegs Eigenschaften, die nicht von vornherein zur Grundausstattung eines 7-jährigen Erstklasslers gehören. Zum zweiten hatte ich es wohl verabsäumt, eine ordentliche Marktanalyse durchzuführen. Langer Rede kurzer Sinn: mein Lexikon interessierte kein Schwein, Brockhaus und Donauland hatten sich durchgesetzt. Meine Schreibhemmung war manifestiert und gleichzeitig meine Liebe zum Lesen geboren. Das schien mir um Vieles einfacher, und war es auch. Erst Jahrzehnte später, eben gerade jetzt, bin ich dabei, mich von dieser Blockade zu erholen und schreibe, was mir so in den Sinn kommt. Natürlich ist da mancher Unsinn dabei, manches, was wiederum kein Schwein interessiert. Jetzt aber ist's mir egal, ich muss ja nichts verkaufen und darf daher ruhigen Gewissens so vor mich hin philosophieren, wie gedruckt lügen und unbeliebte Mitmenschen beleidigen. Ich hoffe zumindest, dass die schreibende Zunft das darf.

Doch zurück zum eigentlichen Thema, zu meinem Lebenstraum. Ich habe keinen, und bevor mich der Frust packt, sollte eine Lösung her. Ich werde zunächst die Lage sachlich und zu Beginn versuchsweise auch nüchtern analysieren. Ich mach das wohl am besten beim Gastwirt meines Vertrauens. Mein Stamplatz ist frei, die Stimmung gut, das Bier ebenso.

Wovon möchte ich, wovon könnte ich träumen? Berggipfel, Motorrad oder Harem, für mich keine erstrebenswerten Optionen zum Träumen. Ich bin nicht schwindelfrei, habe keinen Motorradführerschein, und bei gesunder Selbsteinschätzung hinsichtlich meiner Manneskraft bin ich wahrscheinlich auch nicht haremtauglich. Außerdem, so ein Harem muss ja auch gefüttert, gehegt und gepflegt werden. Dann eben kein Harem. Das zweite Bier schmeckt hervorragend und ich mache Fortschritte. Mein Geist wird wacher und wacher, ich habe das beruhigende Gefühl, dass alles gut wird.

Ja, doch, so dämmert's mir plötzlich, einen großen Traum hatte ich bereits als Kind und habe ihn noch heute: Fliegen. Fliegen wollte ich immer schon, ohne Motor, ohne technische Hilfsmittel, einfach mit den Armen schlagen und abheben. Wenn ich zum Beispiel träumte, im benachbarten Feinkost-Laden Schokolade zu stibitzen, weil am Ende des Taschengeldes viel zu viel Monat da war, so machte ich das sehr unbeschwert. Wurde ich ertappt, schlug ich der Schwerkraft ein Schnippchen und schwamm wie ein Frosch, allerdings ohne Wasser und außerdem senkrecht nach oben. Zugegeben, der Flugstil wirkte nicht ausgesprochen elegant, war aber immerhin zielführend und lebensrettend. Denn ehe die Verkäuferin Oops oder sonst was sagen konnte, war ich schon durchs Fenster entkommen. Sollte doch einmal eine resolute Dame versuchen, sich an meine Füße zu klammern, um mich an der Flucht zu hindern, sorgte ein in mir fest verankerter Sicherheitsmechanismus zuverlässig dafür, dass ich augenblicklich, wenn auch schweißgebadet, munter wurde. Manchmal war's wirklich schon verdammt knapp.

Heute ist mein Einkommen deutlich besser und außerdem kann ich mir mein Taschengeld – Dank meiner liebsten Ehefrau – viel besser einteilen, daher ist das Stehlen von Schokolade zum Monatsende keine existenzielle Notwendigkeit mehr. Aber fliegen würde ich trotzdem immer noch liebend gerne können.

Schon wieder weiche ich vom Thema ab, es wird wohl die Verzweiflung sein. Es geht noch immer um meinen Lebenstraum. Um jetzt, um morgen und um übermorgen. Das wird nichts mehr heute, da würde auch Stimulation mit Torte oder Schokolade wenig helfen. Es bringt mich offenbar nicht richtig weiter, sehnsüchtig in meinen Kindheitserinnerungen zu wühlen. Schluss für heute, ich gehe nach Hause. Derweilen ich so durch die Frühlingsnacht den heimatlichen Hafen anpeile, drehen die Gedanken in meinem Kopf unruhig noch eine letzte Runde.

Was passiert mit Träumen, wenn sie sich erfüllt haben? Wie merkt man das, wie geht's dann weiter, kommen dann neue Träume? Und kurz, bevor ich den Tag als nur eingeschränkt gelungen abhaken will, fällt es mir wie Schuppen von den Haaren: ich lebe meinen Traum, schon lange und mit großer Freude.

Mein Traum ist liebenswert, fürsorglich, aufmerksam und sehr anspruchsvoll. Das Beste, was mir in meinem Leben passieren konnte, ist mir passiert. Aus meinen Kindheitserinnerungen hat sich in mir fest verankert, was ich nicht will. Ich wollte so vieles anders machen, vor allem die Fehler der "Alten" nicht wiederholen. Ich war so mit dem Vermeiden beschäftigt, dass mir meinen eigenen, neuen Fehler gar nicht auffielen. Und auch nicht, dass sich, trotzdem ich immer noch nicht fliegen kann, mein Lebenstraum in kleinen Schritten erfüllte. Er darf noch eine Weile anhalten, ich brauche keinen neuen, ich bin mit dem alten noch nicht am Ende. Ich bin nicht traumlos, sondern habe ein Traumlos gezogen. Ein Schicksal, mit dem ich mich sehr gut anfreunden kann.

Musik, bitte einen Tusch :-)